Heimat, ein politisch vernachlässigter Begriff

Autor(en): **Grimm, Peter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **51 (1995)**

Heft 4

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-421682

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Deutschunterricht zu früh und zu ausschließlich regelorientiert erteilt wird. Man kann daher gar nicht dankbar genug sein, daß eine Wiener Volksschullehrerin ein Büchlein herausgegeben hat, das anhand zum Teil großartiger Beispiele zeigt, welche geradezu poetischen Qualitäten das – ach so «fehlerhafte!» – «gebrochene» Deutsch von Ausländerkindern haben kann: Helga Glantschnig, *Blume ist Kind von Wiese* oder Deutsch ist meine Zunge. Lexikon der Falschheiten. Luchterhand-Literaturverlag, Hamburg 1993.
Alles in allem: Wer der Sprache wirklich einen Dienst erweisen will, der entwickle eine Sprachpflege, die erstens normenkritisch statt normativ ist, zweitens auf die Textsortenvielfalt statt auf die überlieferte Literatursprache bezogen ist, drittens innovationsfreudig statt restaurativ und konservativ ist und sich viertens auf den wirklichen Sprachgebrauch statt auf festgeschriebene Regeln abstützt.
So wird verhindert, daß man sich bei der Lektüre von Sprachglossen zur Frage veranlaßt fühlt, ob denn ein Sprachpfleger so etwas wie der Konservator eines Museums oder ein Spracharchäologe sei.
Halten wir es mit jenem schweizerischen Mundartdichter, der in der Sendung «Schnabelweid» von Radio DRS vom Dezember 1992 auf die Frage, ob er also Mundartpflege betreibe, die Antwort gab, er pflege seine Sprache nicht, sondern er gebrauche sie.

Heimat, ein politisch vernachlässigter Begriff

Von Peter Grimm

Gefühlsmäßige Antworten liegen nahe, aber eine Definition zu finden ist nicht unproblematisch. Zu viele Vorstellungen verbinden sich mit diesem Begriff, selbst für Menschen, die zur selben Zeit in derselben Gegend zur Welt gekommen sind. Heimat ist nicht einfach gleichzusetzen mit Geburtsort oder Herkunftsland. Heimat ist dort, wo man sich zugehörig fühlt, wo man gegrüßt wird, wo man als Zugehöriger angenommen wird, wo man Wurzeln geschlagen hat oder Wurzeln schlagen möchte. Heimat ist das Vertraute, das einen gefühlsmäßig umgibt. Als Gegenpol braucht sie die Fremde. Erst vor dem Hintergrund der Fremde gewinnt Heimat Kontur. Gehe aus und kehre wieder heim. Die deutsche Romantik hat den Heimatbegriff idealisiert. Nirgends plätschern die südländischen Marmorbrunnen verführerischer als in den Gedichten und Erzählungen Eichendorffs, und nirgends rauschen die heimischen Wälder tiefer. Aber von der Idealisierung zur Ideologisierung ist oft nur ein Schritt.
Das Wechselspiel von Nähe und Ferne erlahmt. Heimat büßt ihre Weltoffenheit ein, aus Heimatliebe wird Lokalpatriotismus und Schlimmeres.

Man kann seine Heimat auch verlieren, weil sie einem vergällt wird; weil man aus ihr vertrieben wurde, weil man sie verlassen muß aus Gründen der Not, des Glaubens, der Rasse oder seiner politischen Überzeugung wegen, weil man aus ihr verjagt wird mit Drohungen der Gewalt. Wer Glück hat, findet eine neue Heimat. «Ich träume von einem Ort, an dem man meine Kinder in Ruhe läßt», sagte eine Mutter in Sarajewo. Sie hätte es auch in Rostock sagen können oder in Hoyerswerda. Heimat – ein leuchtender, ein schillernder Begriff, friedvoll und gefährlich. Er kann Geborgenheit vermitteln und Sprengkraft entfachen. Das zeigt sich bis in unsere Tage. Es ist in der Tat ein schwer definierbares Wort.

Heimat, dieser im deutschen Wortschatz fast zu einem Archaismus herabgewürdigte Begriff, liegt im argen. Die Bindung und Beziehung zur Heimat läßt sich sicher in erster Linie emotional denken. Nur, es ist schwer, Gefühle zu begreifen, wie auch den Begriff Heimat zu definieren. Heimat, althochdeutsch «heimöti», der Ort, wo man geboren ist, wo man sein Zuhause hat, der Wohnort und seine Umgebung oder der Geburtsort, in der Rechtssprache Ort des ständigen Wohnsitzes. Allerdings läßt sich der Begriff geografisch nicht ohne weiteres fassen, wie das im 12. Jahrhundert benutzte Wort «faterheim», später «Vaterland», beweist. Doch im Rechtssinn hatte diese Heimat eine lange Tradition – das Heimatrecht. Es war das Recht gegenüber der Heimatgemeinde, etwa zum Aufenthalt, zum Gewerbebetrieb, zum Grunderwerb oder auf Unterstützung bei Bedürftigkeit.

Selbst eine Heirat bedurfte der Zustimmung der Heimatgemeinde. Der Erwerb der Heimat wurde durch Geburt, Verheiratung, Verleihung (gegen Heimatgebühr) oder Anstellung durch die Gemeinde ermöglicht. Im 19. Jahrhundert wurde diese Strenge weitgehend gemildert, so daß sich die Frage stellt, was uns Heimat heute im modernen, sich liberal gebärdenden Europa bedeutet. Dazu gibt es mehrere Annäherungen, je nach Art der Betrachtung: geistige Heimat, politische Heimat ... Da, wo Vertrauen und Geborgenheit erweckt werden, ist Heimat. Das Geordnetsein, die räumliche Einengung gewähren Wohlbefinden und Harmonie. Diese durchaus angeborene Verhaltensweise ist auch in der Tierwelt zu beobachten und ist wohl auch ein psychologisches Phänomen für den Erwachsenen.

Somit ist Heimat nichts, was mit Ausdehnung gleichzusetzen wäre, sondern ist auch ein Begriff für die Beschränkung. Leider ist dabei kaum ein Ausdruck politisch so abfällig beurteilt worden wie der der Heimat. Die «Internationalisten» lehnen ihn ab, weil sie für Nation und Heimat wenig übrig haben. Dabei kann gerade Heimat zu einem ethischen Begriff und zum politischen Maßstab werden. Indem Politik die Aneignung sozialer Räume proklamiert, d. h. die Identifizierung des einzelnen mit seiner unmittelbaren Umgebung, bekommt der Begriff Heimat wieder einen Wert. Die Gefährdung, ja Gleichgültigkeit gegenüber der

Heimat entspringt nicht zuletzt der Trennung sozialer und kultureller Bindungen und Beziehungen. Aber auch die Schule ist hier gefordert, mehr zu tun, um das Bewußtsein für die Heimat zu wecken. Hier kommt auch der Kulturpolitik eine besondere Aufgabe zu, Erbe und Tradition vom Ballast zeitgenössischer Vorurteile zu befreien. Eine äußerst schwierige Aufgabe angesichts weitverbreiteter Intoleranz mit dem Ziel, die Heimat aus der Welt zu schaffen.
«Konservatives» Denken und die Erhaltung der althergebrachten Werte müßten ein kulturpolitisches Ziel und eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe sein. Der einseitige Blick in die Zukunft, der übertriebene Fortschrittsglaube und die auf Europa gerichteten Verheißungen haben zu einer Individualisierung und sozialen Absonderung geführt, in deren Folge die Heimat keinen Nährboden findet. Diesem selbstzerstörerischen Trauma muß Einhalt geboten werden.

Von männlichem und weiblichem Geschlecht

Von Dr. Klaus Mampell

Im Deutschen haben die Wörter männliches oder weibliches Geschlecht oder auch keines von beiden, sind also neutral. Wenn wir nun von Menschen reden, dann denken wir nicht nur an männliche, sondern auch an weibliche Menschen, obschon das Wort «Mensch» männliches Geschlecht hat. Das aber hält eine Frau nicht davon ab, sich Mensch zu nennen und beispielsweise zu sagen: «Ich bin ein Mensch, der sehr politisch ist.» Wenn ein Mann so etwas sagen kann, dann kann es eine Frau nicht anders sagen.
In der Politik werden Menschen im allgemeinen Bürger genannt, und die Bürger sind selbstverständlich auch beiderlei Geschlechts. Nun redete da ein Politiker immer von den Bürgerinnen und Bürgern, als ob es nicht klar wäre, daß die Bürger aus Frauen ebenso wie aus Männern bestehen. Vielleicht dachte er, seine Ausdrucksweise zeuge von mehr Bürgernähe beziehungsweise in seinem Jargon «Bürgerinnen- und Bürgernähe». Politiker denken natürlich immer an ihre Wähler, und die setzen sich aus Frauen und Männern zusammen, aber deshalb braucht man sie noch lange nicht als «Wählerinnen und Wähler» zu bezeichnen, wie die Politiker das neuerdings gern tun.
Es kompliziert unsere Sprache, wenn wir nun nicht mehr vom Wählerwillen reden, sondern vom «Wählerinnen- und Wählerwillen». Und dann wäre da noch etwa der Bürgermeister, der wohl auch der «Bürgerinnen- und Bürgermeister» werden müßte. Sollte vielleicht ein Bürgerkrieg gar